

Die Pest.

Ein indisches Märchen von Wilhelm Bräsig.
(Nachdruck verboten.)

Unter einigen jungen Assistenten im Berliner bakteriologischen Institut war ein heftiger Streit entstanden über den von Kitasato entdeckten Pestbacillus. Es wurde behauptet, der japanische Gelehrte habe kleine Lebewesen bei der Section der Pestleichen gefunden, aber daß diese kleinen Lebewesen die Krankheitserreger seien, war nicht erwiesen.

Einer der Assistenten, Dr. Wolfram, ein außerordentlich strebsamer und fleißiger Mensch, hatte sich im Stillen zur Aufgabe gestellt, jener entseeligen Krankheit, die schon im Altertum ganze Landstriche entvölkert, näher zu treten und, koste es, was es wolle, den Krankheitserreger zu entdecken. Seit Jahren bereits hatte er neben seinem ärztlichen Beruf sich im Berliner orientalischen Seminar mit den Sprachen, die im Lande der aufgehenden Sonne gelehrt waren, beschäftigt. Vor allem waren es Hindi und Sanskrit, denen er seine besondere Sorgfalt gewidmet hatte. Aber auch das Sonkrit, das Pali und einige Hindi-Dialekte hatte sich der fleißige und scharfsinnige junge Arzt mit Erfolg angeeignet.

So war denn die Ueberraschung unter den Assistenten des bakteriologischen Instituts nicht sehr groß, als an Wolfram der Ruf erging, mit einem hervorragenden Arzte und Gelehrten die Reise nach Indien zu machen und eine Epidemie in und um Bombay zu bekämpfen, um hinter das Geheimnis der Krankheit zu kommen. Wolfram versand, was es mit diesem Auftrage zu bedeuten hatte, er mußte ganz genau, daß er eventuell für die Wissenschaft sein Leben einbringen müsse, trotzdem aber folgte er willig und mit Freuden dem Rufe der Regierung.

Die Reise war glücklich überstanden, Indien erreicht. Die beiden Ärzte, Wolfram und der große Bakteriologe, hatten in einem christlichen Missionshaus, das von Jesuiten geleitet wurde, Wohnung genommen, und während der Professor alle Vorbereitungen zum Studium der furchtbaren Krankheit traf, trieb sich Wolfram in der Umgebung umher. Er durchschweifte mit der Büchse auf dem Rücken die wunderbaren Waldungen, er kletterte in den geborstenen Heilighäusern des verunkelten Brahmanismus herum und gelangte auch bis an die Grenze des Pestgebietes, wie ihm verdödete Wohnungen und unbedeckte Leichen bewiesen. Hier und da sprach er einen Hindu in der Sprache seines Landes an und hatte die Genußnahme, nicht nur verstanden zu werden, sondern auch zu verstehen.

So kam er — man war schon eine Woche in Indien — eines Tages zu einer verfallenen Pagode, bei der nur noch der Eingang von verunkelter Pracht zeugte. An den mächtigen Steinquadern, über denen die weiße Sonne Indiens in funkelnden Ecken spielte, waren Hymnen in der Devanagari-Schrift eingegraben. Ringsum herrschte die Ruhe des Todes, und gefährliche Dämonen schienen aus den umliegenden Gungbläsen auf. Er blieb stehen und vertiefte sich in den seltsamen Sinn der indischen Worte, und wie er diese halb laut vor sich hinmurmerte, fand plötzlich ein Mann mit einem langen weißen Bart, von Unfluthen gebräunt, aber nicht dunkel, wie sonst die Hindus, neben ihm. Er trug das gelbe Gewand der buddhistischen Mönche, der Bhikkhus, und schenkte vor dem jungen Arzte wie aus der Erde emporgestiegen.

Wolfram, der durch seine lange Beschäftigung mit den Naturwissenschaften den Glauben, einen Geist vor sich zu sehen, gar nicht gefaßt, redete den Mönch im reinsten Hindi an. Dieser antwortete in den schweren, rollenden Lauten der Sanskritsprache. Nur schwer vermochte der junge Arzt der Rede zu folgen, aber er vernahm daraus soviel, daß er es mit einem Einsiedler zu tun habe, der, obwohl er die Weihe des Buddhismus empfangen, das Heil in die Bräderschaft der Erlesenen aufgenommen war, sich von neuem dem alten Brahmaglauben zugewandt hatte.

„Weshalb bist Du gekommen?“ fragte er ihn. „Auf dem Lande liegt schwere Krankheit; die Menschen sterben wie die Insekten beim Eintritt der Regenzeit. Flieh, denn der Boden brennt unter Dir, und aus den Flammen steigt die Pest auf.“

„Aber ich bin gerade gekommen, um mit der Macht des Wissens und Erkennens der Krankheit obzuliegen,“ entgegnete Wolfram. „Ich will eindringen in den Leib der Gestorbenen mit dem Messer und will das Blut durchforschen nach den Keimen des

Todes; haben wir erst diese, so werden wir auch die Mittel finden, die Krankheit selbst zu vernichten.“

Der Bhikkhu lachte. Ja, ja, ich habe gehört von dem japanischen Arzt, sein Ruf ist bis in unsere Schulen gedrungen; er will in unsichtbaren Stäbchen den Grund der Krankheit gefunden haben. Aber das ist er nicht; die Krankheit liegt als eine Strafe der Menschen auf dem Lande, von dem höchsten Gott bestimmt, und nur der höchste Gott kann sie wenden.“

„Weißt Du, daß jenseits Indiens Menschen leben, die nicht an Euren höchsten Gott glauben?“

„Ich weiß es,“ antwortete der Mönch, „aber weißt Du nicht an ihn glauben, werden sie auch den Grund der Krankheit nie erforschen können. Sie wissen ja nicht, von wannen sie stammt, und sie werden es nie erfahren; denn mein Mund tut sich nicht auf, wenn ich nicht einer direkt frage.“

„Gut, so frage ich Dich jetzt, Du heiliger Mann, von wannen kommt die Krankheit?“

„Die Krankheit,“ begann der Mönch, „stammt von einem Geizhals, der vor vielen tausend Jahren zwischen der Chamana und der Ganga wohnte. Er hatte große Rinderherden und viele Känder, zahllose Schafe und Pferde dazu, Reichthümer an Gold und Edelsteinen; aber er gab nichts den Göttern, er baute keine Tempel und unterstützte nicht die heiligen Bettler, die vor seine Tür kamen.“

Da geschah es, daß der hohe Wischnu selbst in der Gestalt eines heiligen Einsiedlers vor den Türen des Palastes erschien und den hartherzigen Geizhals um eine milde Gabe ansprach. Dieser aber, der in der schlichten Gestalt den Gott nicht erkannte, ließ ihn unanfst von der Tür und bedeckte seinen Rücken mit Pfeilschüssen. Wischnu wandte sich um, er wuchs empor bis zu den Wolken, der Himmel verfinsterte sich, und mit rollender Donnerstimme sprach er:

„Wenn Gold und Reichthümer Euch sterbliche Menschen so hart und unbegreiflich machen, so verfluche ich Gold und Reichthum, daß aus ihnen ansteigende Krankheit, Not und Verderben; ich verfluche das Land, das solche Geizigen besitzt, und ich verfluche jeden, der dem Lande nahe kommt.“

Der reiche Mann entsetzte sich ob der Drohung, und er schwor, er wolle bei seinem Tode das Gold vernichten und seine Reichthümer dem Verderben preisgeben, daß nicht daraus erwachse Krankheit, Not und Verderben.

Als der reiche Mann nun das hohe Maß der Jahre erreicht hatte, so daß er sein Ende nahen fühlte, nahm er all sein Gold, ließ es zermahlen und zerschmelzen und in Brot backen und in Wein mischen. Die Arbeiter, die dies verrichtet hatten, stete er, damit das Geheimnis nicht verraten würde. Dann verschonte er die Speise an seine Sklaven und andere Arme des Landes, damit das Gold in dem ewigen großen Kauf der Dinge vernichtet würde. Aber selbst seine Wohlthat wurde zum Fluch; denn an einem Tage erfasste die gesamte Menschheit eine wilde Wut: sie zerstörte die weiten Felder, sie zertrümmerte die Häuser, und alle starben bis auf den letzten. Der reiche Mann war plötzlich ganz allein; sein irres Auge schweifte über eine weite Verwüstung und über aufgedunsene, mit Beulen bedeckte Leichen; ein giftiger Atem von den fluren wehte ihn an, er sank hin. Unter wahnsinnigen Schmerzen scholl sein Körper, wie der der Leichen, das Gold, das er hatte vernichten wollen, war ihm durch die Luft ins Blut gedrungen; es zerstörte und zerstörte den Leib, und er starb unter furchtbaren Qualen. Und es wehte wie ein heißer Atem über das Land; der Reichthum des Geizigen war zur Flamme geworden und gündete; er verödete die Städte und vernichtete die Känder; die Menschen sanken um und starben zur Strafe für den Geiz des Einzigen, der den großen Wischnu vor die Tür gewiesen.

Suche also nicht nach kleinen Stäbchen im Blut, suche die Flamme des Geizes, der Unredlichkeit und der Unheilsucht, und Du wirst den Grund der Krankheit entdecken. So lange der buddhistische Aberglaube die heilige Stadt und das heilige Land beherrscht, so lange man Wischnu verhöhnt und Indra verachtet, so lange wird das Verderben nicht aufhören.“

Er sprach's und wandte sich, um in den Trümmern des heiligen Tempels zu verschwinden.

Der junge Arzt aber rief ihm nach: „O weh, wie grausam sind Eure Götter!“

Er glaubte ein schönes Märchen geträumt zu haben, und als er nach Hause zu seinem Meister kam, sprach er in irren und

leidenschaftlichen Reden von seiner Begegnung; er fühlte eine Risse in seinem Blut wie Flammen, so daß der gelehrte Professor ihn besorgt anblickte. Dann plötzlich schrie er:

„Nehmt mir das Gold aus meinem Blut und die Unredlichkeit und die Verachtung der Götter!“

Die bedienenden Hindus und die frommen Missionäre wichen vor ihm mit dem Schreckensruf: „Die Pest, die Pest!“

Wolfram ist nicht nach Deutschland zurückgekommen. Auf dem kleinen Kirchhofe der Jesuitenmission wohnt sich ein stiller Grabhügel mit einem schwarzen, schmucklosen Kreuz.



Strafkammer-Sitzung vom 1. August 1904.

Fahrlässige Körperverletzung.

Am 12. Januar kurz vor Mittag ereignete sich in der Laderhoff'schen Sandgrube in Wiesbaden ein bedauerlicher Unglücksfall. Es stürzte dort eine größere unterminirte Erdmasse ab und traf den unten mit Ausbilden beschäftigten Tagelöhner Heinrich Hammerstein, einen Mann in bereits reiferen Jahren, derart, daß er einen Doppelbruch des linken Unterschenkels erlitt und nahezu ein halbes Jahr in Krankenhauspflege verbleiben mußte. Für den Unfall wird der Erdbauunternehmer Heinrich Müller aus Kallheim verantwortlich gemacht, welcher die Leitung der Arbeiten übertragen worden war. Dieser hatte sich deshalb heute wegen fahrlässiger Körperverletzung zu verantworten. Der Gerichtshof sprach den Angeklagten schuldig und verurtheilte ihn zu 100 M. Geldstrafe. Der Staatsanwalt hatte eine Geldstrafe von 300 M. beantragt.

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Tauusstr. 4

Standesamt Dotzheim.

Geboren: Am 16. Juli ein unehelicher S. August Wilhelm Carl Wolf. — 15. Juli dem Schlosser August Hermann Vogel e. T. Wilhelmine Auguste. — 18. Juli dem Schreiner Carl Schaub e. T. Christine. — 18. Juli dem Schlosser Carl Behn e. T. Carl Eduard Hermann. — 16. Juli dem Tagelöhner Johannes Kehler e. T. Johanne Dina. — 21. Juli dem Lärcher Philipp Haberstock e. T. Wolf. — 23. Juli dem Maurer Wilhelm Müller e. T. Amalie. — 24. Juli ein uneheliches Kind Willy Ludwig Emil. — 22. Juli dem Schlosser Heinrich Carl Lorenz Jung e. T. Georg Lorenz. — 24. Juli dem Zimmermann Friedrich Dehler e. T. Luise Helene. — 26. Juli dem Lärcher Wilhelm Christian Roffel e. T. Wilhelmine. — 30. Juli dem Lärcher Friedrich Philipp Wilhelm Silberstein e. T. Carl.

Verheiratet: Am 16. Juli der Maurer Friedrich Christian Schnell mit Amalie Wilhelmine Dina Schmidt. — 23. Juli der Techniker Carl Wilhelm Bafig mit Amalie Bonhausen. — 28. Juli der Maurer Wilhelm Debus mit Mina Grieh. — 30. Juli der Maurer Louis Martin mit Philippine Wilhelmine Roffel.

Verstorben: Am 19. Juli Wilhelmine T. d. Lärcher Wilhelm Klebner, 5 Monat alt. — 24. Juli Wilhelm S. d. Schlosser Wilhelm Bernhardt Jörgenshaus 11 Tage alt. — 26. Juli Henriette Elise Meier 6 Monat alt. — 28. Juli Caroline Emilie Seewald 2 Monat alt. — 30. Juli der Maurermeister Friedrich Wilhelm Quint 41 Jahre alt. — 30. Juli dem Tagelöhner Fritz Bausch ein tochter Knabe.

PATENT
Louis Gollé, Wiesbaden, Rheinstr. 26

Fortsetzung unseres grossen

General-Räumungs-Ausverkaufs.

Demselben haben wir unser gesamtes Lager in fertigen

Herren- und Knaben-Garderoben

unterstellt und empfehlen als besonders preiswert in allen Grössen und in hübschen modernen Stoffen:

Circa	300	Herren-Sonntags-Anzüge	zu	12	Mark.
"	200	Herren-Sonntags-Anzüge	zu	15	"
"	200	Herren-Sonntags-Anzüge	zu	18	"
"	200	Herren-Sonntags-Anzüge	zu	20	"
"	500	Herren-Stoff-Hosen	von	3	" an.
"	100	Burschen-Anzüge für das Alter bis zu 15 Jahren	"	6. ⁵⁰	"
"	100	Knaben-Anzüge für das Alter bis zu 8 Jahren	"	2. ⁵⁰	"

Ein grosser Posten Herren-Stoff-Westen von 2.²⁵ Mark an.

Ein grosser Posten Knaben-Stoff-Hosen für das Alter bis zu 8 Jahren von 50 Pfennig an.

Ferner verkaufen wir unseren ganzen Vorrath in Sommerwaaren, als:

Herren- und Knaben-Wasch-Anzüge, Herren- und Knaben-Paletots- und Mäntel, Lustre-, Leinen- und Loden-Joppen, einzelne Blousen, Fantasie- und Wasch-Westen

zu jeden annehmbaren Preisen.

Unser gesamtes Stofflager, nur Neuheiten dieser Saison, verarbeiten wir zur Anfertigung nach Maass, unter Garantie für tadellosen Sitz, zu ganz bedeutend herabgesetzten Preisen.

Auf unsere Schaufenster machen wir ganz besonders aufmerksam.

Mauritiusstrasse 4. **Geb Brüder Dörner, Wiesbaden, 4 Mauritiusstrasse 4.**

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

St. 26.

Wiesbaden, den 3. August.

XIX. Jahrgang.

Landwirthschaft und Gärtnerei.

Die Betriebsweise der Landwirthschaft nähert sich, gedrungen durch die Macht drängender Verhältnisse, welche sie nöthigen, ihren Reingewinn zu steigern, mehr und mehr derjenigen der Gärtnerei. Eine sorgfältige Bodenbearbeitung auch während der Vegetationsperiode der Kulturpflanzen, die Verwendung des Wassers zur Förderung des Pflanzenwachstums, die Zuchtweise beim Samenbau sind beides eigenthümlich; die Anwendung der verschiedensten Maschinen und Geräthe auf dem Felde und in der Wirthschaft beweisen, daß der landwirthschaftl. Betrieb ein bedeutend intensiverer wurde. — Wohl dem Stande, der es vermag, durch Verbesserungen in seiner Betriebsweise, durch Aufnahme neuer Culturpflanzen sich neue, reichfließende Einnahmequellen zu erschaffen!

So sind denn auch von der Landwirthschaft verschiedene Kulturen übernommen worden, welche früher ausschließlich der Gärtnerei gehörten. So lange sich diese neu aufgenommenen Kulturen auf Gegenstände des Massenverbrauchs beschränkten, wie es beim Anbau von Obst, Gemüse und Spargeln u. s. w. der Fall ist, so lange große Bedarfsartikel, wie Biergräser, Gemüsesamen u. s. w. in den Kreis der landwirthschaftlichen Kulturen gezogen werden, so werden dieselben immer erfolgreicher, immer lehrreicher sein, und wir meinen, diese Kulturzweige gehören der Landwirthschaft; wir betrachten sie als einen Segen für die Gärtnerei, wenn sie dieselbe ganz aufgibt, dann sie kann dieselben nie so rentabel gestalten, wie die Landwirthschaft, welcher billigeres Land und billigere Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Hier entfaltet sich ein großes Feld lohnender Thätigkeit für die Landwirthschaft. Es wäre weiter empfehlenswerth, wenn sich dieselbe unter passenden Verhältnissen mehr wie bisher um den Anbau officineller Pflanzen kümmern wollte, deren eine die Pfefferminze, Mentha piperita, obgleich sie in Deutschland vorzüglich gedeiht, für ganz erhebliche Werthe zur Deckung des bedingten Bedarfs aus Amerika eingeführt werden muß.

Für sehr bedenklich aber müssen wir es halten, wenn sich die Landwirthschaft auch andere, rein gärtnerische Zweige, solche welche nur Artikel eines beschränkten Konsums, des Luxus sind, oder solcher, deren Kultivierung ein höheres Maß gärtnerischer Ausbildung verlangt, bemächtigt. In diesem Falle wird und muß sie die Gärtnerei schädigen, ohne irgend welchen Nutzen zu haben. Böden soll es z. B. führen, wenn beim landwirthschaftlichen Anbau von Maiblumenkeimen sich eine erhebliche Überproduktion mehr und mehr bemerkbar macht, wenn die Samenucht der Florblumen noch mehr wie bisher in den landwirthschaftlichen Betrieb übergeht? — Nur dahin, daß diese Artikel eines Theils nicht mehr lohnen, dahin, daß wir durch geringere Qualitäten und den Export, welcher ganz bedeutende Summen bringt, verschmerzen.

Zum Anbau des Hasers.

Noch vielfach ist der Hafer das Stiefkind unter den Getreidearten. Er ist genugsam in jeder Beziehung, ziemlich unempfindlich gegen rauhes und feuchtes Klima, verträglich mit kalten Gewächsen und deshalb macht man gewöhnlich wenig Umstände mit ihm und legt ihn in der Gesellschaft unserer Kulturpflanzen hinten an. Und doch ist der Hafer für die geringste Futterart und Pflege sehr dankbar und lohnt sie mit reichlichen Erträgen. Ziehen wir hierbei noch in Betracht, daß der Hafer nicht wie Roggen und Weizen ein Welt handelsartikel ist, also nicht in gleichem Maße der ausländischen Konkurrenz unterliegt, daß in Folge dessen das Verhältnis zwischen Produktionskosten und Marktpreis bei ihm durchgängig günstiger ist, so verdient derselbe sicher eine weit höhere Schätzung als er seit der letzten Landwirthschaftsversammlung gefunden hat. Vorsehers hinsichtlich der Düngung ist ein anderes Verhalten geboten, wie bisher. Wir wissen, daß der Hafer für Stickstoff sehr dankbar ist, daß er die Stickstoffdüngung aber nur ausnützt, wenn er genügend Phosphorsäure im Boden vorfindet. Es liegen auch unzweifelhaft aus älterer wie neuerer Zeit zahlreiche Mittheilungen aus der landwirthschaftlichen Praxis vor, welche die außerordentliche Wirksamkeit der Phosphorsäuredüngung bei Hafer bestätigen.

Eine mittlere Haferernte von ca. 16 Zentner Körner und 22 bis 24 Zentner Stroh pro Morgen entzieht dem Boden 17½ Pfd. Phosphorsäure. Wir würden also theoretisch mit 1 Zentner Thomaschlackenmehl oder Superphosphat auskommen. Nicht minder schwer fällt ins Gewicht, daß der Hafer häufig als Futter für eingetragene Kleefrüchte dient, da diese auch gleichfalls viel Phosphorsäure verlangen, so geht der Landwirth nicht zu weit, wenn er in solchen Fällen 3 Zentner Thomaschlackenmehl pro Morgen als entsprechende Phosphorsäuredüngung gibt.

Natürlich nimmt der Hafer auch den Kaligehalt des Bodens in Anspruch, denn die angegebenen Mittelwerte enthält 44 Pfd. Kali. Alle besseren Bodenarten sind jedoch von Hause aus reich an Kali und leisten aus ihrem Kalivorrath einen Zusatz. Deshalb ist voller Erfolg an Kali nur auf leichteren und moorigen Bodenarten, also eine Zufuhr von 3—3½ Zentner Kalinit nöthig, um den angegebenen Ertrag zu erzielen. 2 bis 3 Zentner Thomaschlackenmehl, ungefähr dasselbe Quantum Kalinit und je nach dem Kulturzustand des Bodens ½ — 1 Zentner Chilisalpeter reichen aus, um den Ertrag von 16 Zentner Hafer und 22—24 Zentner Stroh zu erzielen. Man gebe aber gerne noch etwas mehr, indem es nicht unmöglich ist, den Körnerertrag auf 20 Zentner und selbst höher zu steigern, heute liefert sich der Durchschnittsertrag in Deutschland auf nur 10 Zentner pro Morgen. Die Düngungskosten in Höhe von 22—25 M. machen sich also hier in ungeahnter Weise bezahlt.

Landwirthschaft.

Welches Wasser eignet sich für Wiesenbewässerung? Es ist die Chemie festgestellt, daß das Wasser durch seine Reizung nicht nur das Wachstum der Gräser ganz erheblich fördert, sondern daß es auch infolge der in demselben enthaltenen Nährstoffe bündig wirkt. Es ist natürlich je nach der Menge und Qualität der enthaltenen Stoffe der Düngewerth ein verschiedener. Quellwasser ist z. B. weniger gut verwendbar als Fluß-

oder Bachwasser, da ersteres arm an Düngstoffen ist, während letzteres darin meist sehr viele und gute enthält, dies um so mehr, je länger der Lauf des betreffenden Wassers ist und, je mehr Städte und Dörfer es berührt; auf die Fruchtbarkeit des Gebietes, durch welches es läuft, kommt es ebenfalls hauptsächlich an. Quellwasser ist sehr verschieden, aber gewöhnlich gut, soll jedoch nicht gar zu lange im Teiche stehen, da sonst die oestlichen Nährstoffe zu Boden sinken und sich im Schlamm anheben.

Herstellung von Rehmatten. Tennen werden vorzüglich fest und haltbar, wenn zu dem Lehm, je nach dessen Festigkeit, 1—3 T. feinste Kohlenkieseln in ziemlich dünnflüssigen Zustande, so daß die Masse sich leicht innig mischen läßt, zugefügt werden. Hiernach läßt man die fertig gemischte Masse so lange austrocknen, bis sie sich bequem mit dem Spaten heben läßt, und bringt sie alsdann in Wagen von nicht über 5 Zentimeter Stärke auf die dazu vorbereitete Tenne. Mit breiten Klöpfen wird sie festgeschlagen und nach gehöriger Festigung die zweite und dritte Lage von dieser Masse unter fortwährendem Schlagen derselben aufgebracht. (So lange sich an der Oberfläche noch Risse bilden, müssen diese wenigstens alle zwei Tage mit dem Klöpfen festgeschlagen werden, und wird die Tenne schließlich nach dem Aufhören des Reihens mit einem zweimaligen Anstrich von Kalkmilch versehen (aber ohne jede Sandbeimischung) und darauf mit dem Klöpfen wieder festgeschlagen. Auf diese Weise hergestellte Tennen halten doppelt so lange, als die in gewöhnlicher Weise ausgeführten und kosten eine Kleinigkeit mehr. Hat man mit ausreichenden Tennen vorräthig zu kämpfen, so empfiehlt es sich, diese mittelst eines 25 Millimeter starken Eisenankers, welcher entweder an beiden Köpfen oder nur an dem einen Kopf ein Schraubengewinde hat, zusammenzuziehen, da sie sonst durch das Schlagen bei der Herstellung der Tenne mehr auseinandergepreßt werden.

Forstwirthschaft, Jagd und kynologie.

Schöne Eichenbestände sind für den gesamten Wildstand von großer Bedeutung. Mit Vorliebe liegt in den jüngeren Eichenbeständen der Hase und im Winter, wo oft die Fütterung nicht ausreichend sein kann, gewöhnen die Hasen alter Eichenbestände dem Wilde ganz besondere Hilfe in der Nahrung. Die Eichenknospen und jungen Reiser gewahren demselben eine gute Nahrung. Für Hirsch und Rehbock ist die in den Knospen vorhandene Gerbstoffe zur Bildung der Gewebe von hohem Werthe. Daß auch die Eichel für das gesamte Wild eine kräftige Nahrung ist und die Fütterung ergänzt, ist allgemein bekannt.

Beim Hirschgang auf den Rehbock ist es oft schwierig, auf großen, ebenen Schlägen, die fast gar keine Deckung gewähren, dem Boock auf Schußweite anzukommen. Ist das Wild durch die Beunruhigungen nicht schon gemacht worden, so gelingt es selten, einen Schuß anzubringen, wenn man leise, singend oder pfeifend in schräger Richtung beim Wilde vorbeischnitten. Man muß jedoch dem Wild so wenig wie möglich die Augen zeigen und bedeckt dieselben am besten mit der Futtertrappe, so daß man nur die Läufe des Rehbocks im Auge behält. Senkt er den Kopf zur Nahrung, so hat er die Gefahr verkannt und man hat Aussicht auf besten Erfolg.

Gegen den Bandwurm des Hundes wendet man folgendes Mittel an: Rasse 8 Gr., Wiener Trank 50 Gr. Man gibt dasselbe gut umgeschüttelt auf zweimal innerhalb einer Stunde einem großen Hund. Auch Komala 8 bis 12 Gr. leisten gute Dienste. Kleine Hunde bekommen von diesen Portionen die Hälfte. Abingung ist, den Hund 12 Stunden vorher nicht zu füttern.

Vieh-, Geflügel- und Singvögelzucht.

Die Auswahl der Hengste ist unter Berücksichtigung der Zuchtrichtung, des Geschmacks und namentlich der Eigenschaften der Stuten zu treffen. Man zeige nicht mit Geld und Mühe! Der beste erreichbare Hengst werde gewählt. Der Arbeiter sagt: „Die Stute ist ein Ead, aus welchem man nur Gold nehmen kann, wenn man Gold hineinsteckt!“

Die Mast von Rindvieh kann bei guten Niederungsställen im Sommer mit Grünfütterung allein bewerkstelligt werden, wenn derselbe in oder vor der vollen Blüthe steht, es ist jedoch zu berücksichtigen, daß man bei ausschließlicher Kleeerfütterung keine kernige Fett- und Fleischqualität erzielt. Die Erreichung einer hohen Kern- oder Vollkraft setzt stets die Winterfütterung von nicht bloß konzentrierten, sondern von wirklichen Kraftfuttermitteln voraus. In diesem Falle sind als Kraftfuttermittel mehr oder weniger geeignet Gerstenschrot, weniger Hafer und Weizen, die nur in trockenen Rosstutten gemischten Verwendung finden sollten, sehr gut nicht zu große Gaben von Hülsenfrüchten in Schrotform, weniger gut Kleeblätter, Hanfsamen, Sonnenblumenkerne u. s. w. Es kommt besonders darauf an, daß die verwendeten Kraftfuttermittel der durch Verabreichung von viel Grünfütterung herbeigeführten hohen, aufgeschwemmten Mast, jedenfalls aber weniger intensiven Mast, sowie der durch Grünfütterung bedingten wenig kernigen Mastbeschaffenheit entgegenzuwirken. Die letzte Wirkung wird man, wie immer erzielen, wenn man entsprechend zusammengesetzte Kraftfuttermischungen, also nicht ein Kraftfuttermittel allein, verfüttert.

Burmische der Schafflämm. Lämmer, welche von dieser Krankheit befallen sind, sollen an drei Tagen täglich ¼ Gramm pikrinhaures Kali in bidem Leinwandmischchen erhalten. Außerdem gibt man am dritten Tage als Brechmittel mit der Tränke etwas Brechweinstein. Dazu ist die Verabreichung von leicht verdaulichem, aber kräftigem Futter, wie Getreidebrot, geröstetes Malz, gutes Weizenbrot u. s. w., durchaus erforderlich. Einiges Salz kann man den Thieren ebenfalls geben.

Pferdehonor. Beim Gebrauche von Fuhrwerken über Stöße, ob sie nun von Steinen, vom plötzlichen Einsinken eines Wagenbodens oder vom ungleichen Anziehen des einen oder andern Fuhrhieres (Einspringen ins Gelfier) herrühren, einen sehr gefährlichen Einfluss auf die Fuhrhiere aus. Gewöhnlich ist die Skulpturlehre diesem Einfluss zuzuschreiben. Durch Förderung der Zugkraft werden solche Stöße unwirksam gemacht. Entsprechende Vorrichtungen, sog. Pferdehonor, sind bereits seit längerer Zeit im Gebrauch. Es ist nachgewiesen, daß die elastischen Pferdehonor, in die Zugstränge eingeschaltet, die Zugkraft fahrender Wagen im Mittel um 19 Prozent und die dabei eintretenden Stöße um 30 Prozent vermindern.

Obst- und Gartenbau.

Das Pflanzen der Obstbäume. Die Hauptsache beim Einpflanzen des Obstbaumes ist, daß die Pflanze wissen, wie sie den Baum zu halten haben, so daß er in seine richtige Lage zu stehen kommt. Es ist daher notwendig, beim Beginn dieser Arbeit genau anzugeben, wo sich der Wurzelhals befindet; daß derselbe leicht an der helleren Färbung zu erkennen ist und diese Stelle mit der Bodenoberfläche abschneiden muß. Es ist sogar anzurathen, den Baum lieber etwas höher zu pflanzen, da durch das Senken des Erdreichs in sehr vielen Fällen noch etwas Erde nachgefüllt werden muß. Ist der Baum somit der Erde anvertraut, so wird nach der nöthigen Baumhöhebarmann gemacht, um beim Gießen das Wasser direkt dem Baume zukommen zu lassen. Die nunmehr anzulegenden Baumständer dürfen nur leicht angelagt werden, damit der Baum sich ungehindert mit dem Erdreich setzen kann. Im kommenden Jahre muß das Band durch ein festes ersetzt werden.

Verfärbung von Baumwunden, aus welchen Saft fließt. Der Saft mit Lehm und Kalkung muß mit vielen Kalkbeeren so durchtränkt werden, daß die Wunde überall sichtbar ist. Sie sind es, welche den Saft, der ziemlich konsistent sein muß, am Holze festhalten. Vor dem Auftragen dieses Breies, brenne ich die Wunde mit der Raupenfahne solange, bis sie trocken und an den Rändern etwas angebrannt ist; trage dann den Saft auf und ziehe ihn mit etwas Sackleinwand recht fest.

Zum Rasenschneiden im Sommer. Beim Schneiden oberer Mähen des Rasens im Sommer ist darauf zu sehen, daß derselbe bei heißer, trockener Witterung nach dem Mähen gassen oder auf sonstige Weise bewässert wird. Wird solches unterlassen, so vertrocknen die Wurzeln der Graspflanzen, es entstehen dann Lücken im Rasen und es dauert oft lange, bevor derselbe sein frisches, grünes Aussehen wieder erlangt.

Einjährige Unkräuter auf frischangelegten Rasenplätzen. Wenn solche so häufig auftreten, daß man ihrer durch Jäten nicht Herr werden kann, vertilgt man durch recht öftmaliges Mähen des Rasens.

Verkehr, Handel und Gewerbe.

* **Frankfurt a. M. Fruchtpreise,** mitgetheilt von der Preisnotirungsbörse der Landwirthschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M., 1. Aug. Der 100 Kilo gute marktfähige Waare, je nach Qual., ist: Weizen a. M. 17.30 bis 17.50 3*4g; Roggen, hies., M. 13.40 bis 13.60 3*2g; Gerste, hies., M. 15.50 bis 16.00 3*3g; Hafer, hies., M. 13.75 bis 14.75 3*3g; Raps, hies., M. 20.50 bis 20.75 3*3g; Mais M. — bis — 0*0g; Mais, Rapata M. 12.25 bis — 3*5g.

* Der Umsatz auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abflüsse bezeichnet: 1* geschäftlos, 2* klein, 3* mittel, 4* groß. Die Stimmung auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abflüsse bezeichnet: 1g flau, 2g abwartend, 3g fest, 4g sehr fest.

Heu- und Strohmarkt.

Frankfurt, 29. Juli (Antike Notizung)
Heu (altes) per Zentner M. — bis —
(neues) „ 2.40 „ 2.90
Stroh „ 1.80 „ 2.10

* **Dieg, 29. Juli.** Weizen M. 18.00 bis 18.12, weißer M. — bis —, Roggen M. — bis —, Gerste M. — bis —, Hafer (neuer) M. — bis —, (alter) M. — bis —.

* **Mainz, 29. Juli.** (Offizielle Notizung). Weizen 17.50 bis 18.00, Roggen 13.20 bis 13.45, Gerste — bis —, Hafer 13.75 bis 14.55, Raps 21. — bis 21.90, Mais — bis —.

* **Rannheim, 1. Aug.** Antike Notizung der dortigen Börse (eigene Depesche). Weizen, 18.00 bis —, Roggen, 14.10 bis —, Gerste, neu 16.50 bis 17.00, Hafer, alter, 14.75 bis —, Raps 21.50 bis 21.80, Mais 12.25 bis —.

* **Frankfurt, 1. Aug.** Der heutige Viehmarkt war mit 432 Ochsen, 59 Bullen, 673 Kühen, Rindern u. Stieren, 191 Kälbern, 187 Schafen u. Hammeln, 1475 Schweinen, 1 Ziege, 0 Ziegenlamm, und 0 Schafflämm besetzt.

Ochsen: a. vollfleischig, ausgewachsene höchsten Schlachtwerthes bis zu 6 Jahren 72—75 M., b. junge, fleischige, nicht ausgewachsene und ältere ausgewachsene 68—70 M., c. mäßig genährte junge, gut genährte ältere 63—65, d. gering genährte jü. Alters 60—62 M. Bullen: a. vollfleischig höchsten Schlachtwerthes 64—66 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 60—62 M., c. gering genährte 60—62 M. Kühe u. Färsen (Stiere u. Rinder): a. höchst. Schlachtwerthes 67—71 M., b. vollfleischig, ausgewachsene Kühe höchsten Schlachtwerthes bis zu 7 Jahren 66—68 M., c. ältere ausgewachsene Kühe und weniger gut entwickelte jüngere Kühe u. Färsen (Stiere u. Rinder) 60—62 M., d. mäßig genährte Kühe u. Färsen (Stiere u. Rinder) 48—50 M., e. gering genährte Kühe u. Färsen (Stiere u. Rinder) 40—42 M. R. a. b. e. r: a. feinste Rast (Voll-Rast) u. beste Sauglähner (Schlachtgewicht) 83—87 Pf., (Lebendgewicht) 48—51 M., b. mittlere Rast u. gute Sauglähner (Schlachtgew.) 74 bis 78 M., (Lebendgew.) 42—46 M., c. geringe Sauglähner (Schlachtgew.) 68—72 M., (Lebendgew.) — M., d. ältere gering genährte Kühe (Heser) — M., e. R. a. b. e. r: a. Rastlähner und jüngere Rastlähner (Schlachtgew.) 70 bis 72 Pf., (Lebendgew.) — M., b. ältere Rastlähner (Schlachtgew.) 62—64 M., (Lebendgew.) — M., c. mäßig genährte Hammeln und Schafe (Vollfleischig) (Schlachtgewicht) 60—62 M., (Lebendgew.) — M., d. geringe (Vollfleischig) der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1½ Jahren (Schlachtgew.) 60—62 Pf., (Lebendgew.) 47—50, b. fleischige (Schlachtgewicht) 59—60, (Lebendgew.) 46, c. gering entwickelte sowie Sauen und Eber 53—55, d. ausländ. Schweine (unter Angabe der Herkunft) 60—62 M.

Wochenbericht

der Centralstelle für Obstverwertung in Frankfurt a. M.
vom 25. bis 30. Juli 1904.

Sauerfrüchte — bis — M., Stachelbeeren 10 M., Johannisbeeren 10 bis 12 M., Heidelbeeren 14 bis 16 M., Himbeeren 0 bis — M., Kirschen 15 bis 20 M., Pflaumen 15 bis 25 M., Preiselbeeren 9 bis 12 M., Früchtpfäuel 10 bis 12 M., Pfäulen 10 bis 15 M., alles per Zentner.

Die Preisnotirungs-Kommission.

* **Verborn (Dill), 28. Juli.** Auf dem heute abgehaltenen 8. diesjährigen Markt waren aufgetrieben 351 Stück Rindvieh u. 564 Schweine. Es wurden bezahlt für Fettvieh und zwar Ochsen I. Qual. 72—74 M., II. Qual. 69—70 M., Kühe u. Rinder I. Qual. 66—68 M., II. Qual. 60—65 M., per 50 Kilo Schlachtgewicht. — Auf dem Schweinemarkt kosteten Ferkel 48—50 M., Färsen 70—90 M. und Einleischweine 100 bis 130 M. das Paar. — Der nächste Markt findet am 22. Aug. statt.



Nr. 179.

Mittwoch, den 3. August 1904.

19. Jahrgang.

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. B u r g e r.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Es war vor sechs Jahren, am 15. Juli“, begann Fernwald. „Ich machte da von München aus einen Abstecher nach Starnberg und nahm dort im Laufe des Nachmittags ein Bad. Wie schon wiederholt, schwamm ich auch damals etwas weit in den See hinaus. Plötzlich besiel mich — die Ursache kann ich mir niemals erklären — eine derartige Schwäche im ganzen Körper, daß ich mich außer Stande fühlte, wieder in die Badelütte zurückzuklimmen. Ich hatte sofort die Empfindung, daß ich verloren war und untergehen mußte, und rief angsterfüllt ein paarmal laut um Hilfe. Allein mein Rufen schien vergeblich, denn ich erspähte niemanden, der mir in meiner äußerst bedrängten Lage noch rechtzeitig hätte helfen können. Die Insassen der da und dort über das Wasser gleitenden Röhre und kleinen Egelboote waren alle außer Hörweite. Am Ufer gingen mehrere Vergnügungsgäste hin und her; einzelne von ihnen wurden aufmerksam und blieben stehen. Da war nichts zu helfen; bis jemand da drüben einen Rahn löste und die etwa fünfhundert Schritte breite Strede vom Ufer zu mir zurückgelegt hatte, konnte ich zehnmal ertrinken. Das Für und Wider wird im Augenblick der Todesgefahr rasch erwogen, meine Damen, die verschiedensten Gedanken schwirren da blitzschnell und mit außerordentlicher Klarheit durch's Gehirn. Gerade, bevor ich sank, vernahm ich eine Stimme, die mich zur Ausdauer aufmunterte, ich sah noch mit klammernden Augen einen dunklen Männerkopf über dem Wasser — dann gurgelten und braussten die grünen Fluthen um meine Ohren und über mir zusammen. Es geht schnell, wenn man gänzlich ermattet untergeht. Jedenfalls ist die Angst vorher hundertmal schlimmer, als das Ertrinken selbst. Ich möchte behaupten, daß ich den eigentlichen Prozeß dieser Todesart vollständig durchgemacht habe; denn was nach dem Schwimmen des Bewußtseins geschieht, empfindet man nicht mehr.“

„Und dann?“ fragte Irma lebhaft gespannt.

„Ja, als ich dann wieder zum Bewußtsein gelangte, lag ich auf dem grünen Rasen am Ufer, und neben mir kniete ein Mann, dessen herkulischer Brustkorb sich lebhaft hob und senkte. Ich blickte in zwei männlich schöne Augen, die in Freude aufleuchteten und sah eine hundertköpfige Menschenmenge, die uns umringte und meinen Retter bestaunte. Das war ein Huteschwenken, ein begeistertes Beifallsrufen auf allen Seiten, ein Händedrücken . . . und ich — ich war dem sicheren Tode entrissen, sah wieder den blauen Himmel und die freundlichen grünen Höhen der Ufer und hielt sprachlos die Rechte des herrlichen Mannes in der meinen, der mir das Leben wieder schenkte, denn ich von dieser Stunde an über Alles verehere und meinen Freund nennen darf. Seine Brust schmückt seitdem der schönste Friedensorden — die Rettungsmedaille.“

„Ich wollte Sie schon öfters fragen, Robert“, begann die Baronin nach einer längeren Pause wieder: „Woher ist Ihr Freund gebürtig, und wer sind oder waren seine Eltern?“

„Da kann ich leider nicht dienen. Wir haben in unseren Gesprächen niemals Familienangelegenheiten berührt. Berger

ist sehr wortkarg und ungemein ernst. Ich glaube, er steht allein in der Welt. Seine Karriere wird in Offizierskreisen viel besprochen. Er ist anfangs der Fünfzigerjahre in Burghausen als Freiwilliger zugeworben, wurde sehr bald Unteroffizier, besuchte dann die damals höhere Bataillonschule mit ausgezeichnetem Erfolge, bestand nach kurzer Zeit die Jungerprüfung mit der ersten Note und betheiligte sich auch an einer militärwissenschaftlichen Aufgabe, wobei ihm für seine Arbeit der erste Preis von 2000 Gulden zuerkannt wurde. Nach kaum zweijähriger Dienstzeit avancierte der damals bereits dreißigjährige, ungewöhnlich begabte Mann zum Leutnant, und gleichzeitig wurde er in den Generalquartiermeisterstab berufen. Berger genießt an leitender Stelle ein hohes Ansehen und rückt mit der Zeit sicher zum General vor.“

„Ja, sagen Sie mir, Robert, wie ist eine solche Laufbahn ohne geregelte Vorbildung möglich? Major Berger ist doch Autodidakt?“

„Ueber seinen Bildungsgang vor seinem Eintritt in die Armee ist mir nichts Näheres bekannt. Ich weiß nur, daß er als ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann gilt. Sein Wissen erkennt jeder ebenso an, wie seinen einwandfreien Charakter. Seinem Auftreten nach hat er sich von Jugend auf in den besten Kreisen bewegt.“

„Mich wundert, daß er noch lebendig ist. Wie man hört, soll er ein hübscher Mann sein?“

„Die Bezeichnung „hübsch“ ist hier nicht hinreichend, liebe Cousine. Berger ist einer der schönsten Männer, die ich kenne. Die Damenwelt interessiert sich sehr für ihn. Gogen weibliche Reize scheint er jedoch gefeit zu sein; er kennt nur ernstes Studium.“

„Oben läßt sich ein Offizier nach der Altstadt überführen“, sagte die Baronin, indem sie dem Rittmeister ihr Fernglas reichte. „Kennen Sie den Herrn vielleicht, Robert?“

„Es ist der Herr Major!“ rief Fernwald nach ein paar Augenblicken erfreut.

„Da muß ich gleich meinen Vater benachrichtigen“, sagte die Baronin, sich in leichter Erregung erhebend. Auch Irma und der Rittmeister verließen den Balkon.

Eine Viertelstunde später kündigte ein Diener den Besuch des Majors an.

Im Empfangszimmer der Villa stand jener Mann, den wir im Walde beim Schlosse Widenried als Unglücklichen verlassen haben. Sein Äußeres hat sich in den zwölf Jahren, die seitdem vergangen sind, ziemlich verändert. Die schlanke, kräftige Statur erscheint in der schlanken, knorpeligen Jägeruniform noch größer und stattlicher als damals. Der schmerzliche Ausdruck der Augen und die weichen Linien des Mundes sind dem Gepräge trotziger Willensstärke gewichen. Sein Gesicht ist finstler bewölkt und der von einem kräftigen Schnurrbart beschattete Mund fest geschlossen. Das dicke, dunkle Haar durchziehen einzelne Silberfäden, die an den Schläfen besonders deutlich in die Augen springen.

„Seien Sie willkommen in unserem Hause, Herr Major!“ begrüßte die eben eintretende Baronin den sich höflich verbeugenden. „Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen? Mein Vater wird gleich erscheinen. Der Weg von der Altstadt zur Villa Nonnengut ist leider etwas beschwerlich, nicht wahr?“

„Ich habe ihn nicht beschwerlich gefunden, gnädigste Frau Baronin“, entgegnete der Major. „Das Auge wird von dem prächtigen Landschaftsbilde so stark gefesselt, daß ein Gedanke an Müdigkeit nicht aufkommen kann.“

„Gefällt Ihnen Passau, Herr Major?“

„Ich war sehr überrascht, als ich gestern die Stadt und Umgebung zum erstenmal sah. Wer hier seinen ständigen Wohnsitz hat, ist beneidenswerth.“

„Das ist so der erste Eindruck, Herr Major. Was man täglich vor Augen sieht, und sei es noch so schön, verliert mit der Zeit naturgemäß an Wirkung. Passau sehen eben, zumal im Winter, die mannigfaltigen Zerstreuungen und Genüsse der Großstadt.“

„Meinen Ansprüchen wird Passau vollkommen genügen, Frau Baronin.“

„Herr Major, bleiben doch zu Tisch bei uns? Nachmittags haben wir eine kleine Familienunterhaltung. Es wird mich sehr freuen, wenn Sie uns die Ehre geben.“

„Ich nehme Ihr Anerbieten dankbarst an, gnädigste Frau.“

Im diesem Augenblicke erschien unter der Thüre eine hohe, etwas gebeugte Gestalt mit schwarzweißem, wallendem Barte und tiefstehenden, aber lebhaft hinter den weißbuschigen Brauen hervorleuchtenden Augen.

„Mein Vater — Herr Major Berger“, stellte die Baronin die beiden Herren vor.

„Ah, sehr erfreut, Herr Major! Seien Sie herzlich willkommen!“ rief der Greis, indem er Berger die Hand schüttelte. „Nehmen Sie vor Allen meinen Dank und meine vollste Anerkennung entgegen für Ihre wadere That am Starnbergersee! Es war längst mein Wunsch, Sie persönlich kennen zu lernen. Darf ich Herrn Major bitten, in das Gesellschaftszimmer einzutreten? Herr Hauptmann Schwarzwild ist soeben angekommen und mein Neffe, der Rittmeister, erwartet Sie mit Sehnsucht.“

Die eiserne Ruhe in den Zügen des Majors veränderte sich plötzlich in auffallender Weise, als er mit der Baronin und dem alten Herrnwald das Gesellschaftszimmer betrat. Zuerst erstaunt und dann von Freude verklärt, hastete sein Blick auf Irma, die sich bei seinem Eintritt gleich den beiden Herren erhoben hatte und an die Seite der Baronin getreten war. Mechanisch erwiderte er die Verbeugung Schwarzwilds und den Händedruck des Rittmeisters, der ihn mit herzlichem Grusse entgegengeeilt kam, — er stand bewegungslos und starrte einige Augenblicke wie verückt auf die hohe Erscheinung des Mädchens.

Das seltsame Verhalten Berger's machte auf die Anwesenden einen fast peinlichen Eindruck. Irma erröthete und wurde verlegen, die Herren sahen flüchtig sich gegenseitig an, und aus dem Wienenspiel der Baronin sprach ein Gemisch von Ueberraschung und Befremden.

„Herr Major Berger — Fräulein Hartfeld — die Tochter einer Freundin von mir“, unterbrach die Dame das minutenlange Schweigen. „Herr Major scheinen das Fräulein bereits zu kennen?“ fügte sie mit erzwungener Unbefangenheit hinzu.

„Doch nicht, gnädigste Frau Baronin — eine momentane Verwechselung — überraschende Ähnlichkeit — — Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein!“ sagte Berger, wie aus einem Traumane erwachend und etwas bestürzt, indem er Irma mit einer Verbeugung die Hand reichte. Dann trat er auf den Rittmeister zu und streckte ihm beide Hände entgegen. „Grüß Dich Gott, Robert“, sprach er herzlich.

Herrwald sah ihn erstaunt an: Seit jenem Tage, da er am Seeufer zum Bewußtsein erwachte, hatte er seinen Freund nicht mehr in so glücklicher Stimmung gesehen. Auf dem Gesichte Berge's lag der Sonnenschein der Freude, und die entwülften Augen schimmernten, wie von verhaltenen Thränen.

Einige Stunden später wurden Hartfeld und Schütz von der Baronin begrüßt und dann von ihrem Vater den Gästen vorgestellt, die sich bereits zum größten Theile eingefunden hatten. Die Gesellschaft bestand aus Offizieren und Angehörigen der ersten Beamten- und Bürgerkreise der Stadt. Man stand noch gruppenweise im Gesellschaftssaale in zwangloser Unterhaltung beisammen, oder genoß von dem mit dem Saale in Verbindung stehenden rebenumrankten Balkon aus das entzückende Bild der Landschaft.

Während der gegenseitigen Vorstellungen betraten Berger und Herrwald mit Irma in der Mitte den Saal. Das junge Mädchen eilte hoch erfreut auf seinen Bruder zu und begrüßte ihn mit einer leichten Umarmung.

„Mein Freund, Herr Hauptmann Schütz — meine Schwester!“ Hartfeld betrachtete bei der Vorstellung schelmisch flüchtig und gleichmüthig seinen Freund, warfte sich aber beim Anblick desselben zum Aufnahmestehen, um den Ernst zu bewahren. Schütz stand regungslos da und schaute mit dem Ausdruck der höchsten Ueberraschung auf Irma. Sein Gesicht war wie von Blut übergossen, und es hatte den Anschein, als ob ihm die Erscheinung des Mädchens den Athem benommen habe.

Die ungewöhnliche Befangenheit ihres Gegenüber brachte auch Irma einen Augenblick aus der Fassung. Sie erröthete merklich und blickte wie hilflos auf ihren Bruder. Gleich darauf aber reichte sie dem Leutnant die Hand. „Es freut mich, den liebsten Freund meines Bruders kennen zu lernen“, sprach sie mit einiger Schüchternheit.

Der Klang ihrer Stimme löste endlich den Bann, der die Zunge des jungen Offiziers gefangen hielt, und er erwiderte: „Ich bin sehr überrascht und erfreut, gnädiges Fräulein, Sie so unerwartet — —“

Er stockte wieder und blickte ebenfalls auf Hartfeld, als erwartete er von diesem die Lösung eines ihm unfaßbaren Räthfels. Hartfeld verneigte sich gerade vor dem Major, der mit dem Rittmeister in nächster Nähe stand, und nun gewahrte auch Schütz die beiden Herren und machte, sich bei Irma entschuldigend, seine Verbeugung.

Während der Major mit Hartfeld und Schütz einige Worte wechselte, knüpfte Herrwald mit Irma ein Gespräch an. Es wurde Thee servirt. Schütz begab sich bald unauffällig nach dem Balkon, auf dem augenblicklich niemand verweilte. Er war erregt, und fühlte das Bedürfnis allein zu sein, um sich einigermaßen zu sammeln. Kurz darauf kam Hartfeld zu ihm. „Paul, Du bist ja auffällig zerstreut und einsilbig geworden. Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet?“

Schütz wachte sich rasch um, ergriff die beiden Hände seines Freundes und erwiderte lebhaft: „Nicht wahr, ich habe vor Deiner Schwester eine lächerliche Figur gespielt? Ihr plötzliches Erscheinen war zu überraschend — — es wirkte so gewaltig auf mich . . . Georg, ahnst Du es nicht, Deine Schwester ist — —“

„Doch nicht das Mädchen von der Bourdesgrötte?“ fragte Hartfeld lächelnd.

„Ja, sie ist's! Du hast es wohl gleich vermurthet? Und nun wirst Du mein sonderbares Verhalten begreiflich und entschuldigbar finden. Vollkommen unerwartet steht plötzlich das Mädchen vor mir, das meine Phantasie seit einem Jahre Tag und Nacht beschäftigt! Und dieses Mädchen, das ich auf so seltsame Weise kennen lernte, ist Deine — —“

„Baron, meine Herren!“ rief in diesem Augenblicke Hauptmann Schwarzwild unter der Balkonthüre. „Was sind das für Zustände? Die besten Kräfte schlagen sich da seitwärts in die Büsche! Hereinspazirt, meine Herren!“

„Wir wollten soeben in den Saal zurückfahren, Herr Hauptmann“, entgegnete Hartfeld.

„Die junge Welt will tanzen; habe bereits leise Andeutungen gehört. Los mit einem Walzer, lieber Hartfeld!“

„Nachmittags tanzen?“ fragte Schütz verwundert.

„Das ist auf Nonnengut Sitte, alter Freund. Die Roth gab dieses Geheiß. Abendunterhaltungen und Nachtsneipereien sind bei Herrwalds ausgeschlossen.“

„Gut zitiert, Herr Hauptmann“, sagte Schütz lächelnd. „Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräunchen, man muß sie ehren, Mylord.“

„Ganz richtig, alter Freund!“

„Klavier ist meine starke Seite nicht, Herr Hauptmann“, wendete Hartfeld ein. „Abgesehen vom Herrn Musiklehrer sind jedenfalls bekanntere und bessere Kräfte in der Gesellschaft als ich.“

„Das wird sich alles finden, lieber Hartfeld. Das Klavier ist bereits besetzt, wie Sie hören. Nur hereinspazirt, meine Herren!“

Hartfeld wurde vom Rittmeister, der mit dem Major und Irma an einem Tisch saß, eingeladen, an seiner Seite Platz zu nehmen, während Schwarzwild und Schütz denselben gegenüber zu sitzen kamen. Bald darauf gestellten sich auch die Baronin und ihr Vater zu ihnen. Die von kurzen und flott gespielten Klaviervorträgen unterbrochene Unterhaltung wurde bald im ganzen Saale eine angeregte. Der alte Baron Herrwald hatte einen passenden Anlaß gefunden, sein Diebstahlsheima, den Feldzug gegen Rußland aufs Tapet zu bringen, und da Hartfeld und Irma zugegen waren, so erzählte er zumeist Ergebnisse aus demselben, bei denen auch sein Kriegskamerad, von Seeberg, theilhaftig gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung.

Wie der Hoffnung roß'ger Schimmer
Malt die Welt im Maienlicht,
Zeigt sie sich im Mondgestimmer,
Wenn Erinnerung zu uns spricht.

Aus dem dunklen Schoß der Träume
Zieht Vergangenheit herauf,
Und entschwind'ne Zeitenräume
Tauchen vor dem Geiste auf.

Sanft und ruhig scheint alles,
Was erregte einst das Mut, —
Echo eines fernen Schalles,
Mäuernd der Empfindung Gut.

Schwere Leiden, die empfunden
Wir mit Murren und Verdruß,
Senden, wenn sie überwunden,
Ohne Stachel ihren Gruß.

Stolz regt sich im Männerherzen,
Selbstbewußtsein schwellt die Brust,
Wenn Erinnerung ohne Schmerzen,
Keine Reue folgt der Lust.

Stunden, die uns froh verfloßen,
Schöner Tage reinstes Glück,
Jede Freude, die genossen,
Wirft noch weit den Glanz zurück.

Und an diesem Glanze weidet
Sich so gerne jung und alt.
Ob auch weite Ferne scheidet,
Die Erinnerung wird nicht kalt.

Sie allein ist das Vermächtnis,
Das uns bleibt vom Raub der Zeit,
Unser Speicher heißt Gedächtnis,
Unser Schatz Vergangenheit.



Ein preussischer Toast. Zur Zeit der ersten Teilung Polens, im Jahre 1772, traten die Bevollmächtigten Preußens, Oesterreichs und Rußlands zusammen, um die Bedingungen, unter denen diese Teilung vorgenommen werden sollte, festzustellen. Friedrich der Große sendete seinen Liebling, den durch Geist, Witz und Kenntnisse berühmten Marquis de Lucchesini, Maria Theresia den Grafen Stadion und Katharina die Zweite den Fürsten Dolgoruck zu den Konferenzen. Die diplomatischen Verhandlungen waren bald beendet; jeder erhielt seinen Anteil an der Beute, und zur Feier des Zuwachses an Land und Leuten gab Fürst Dolgoruck das erste Diner, denn schon damals waren Festessen eine gewöhnliche Sitte. Als der Champagner kreiste, brachte der fürstliche Gastgeber folgenden Toast aus: „Meine große Kaiserin soll leben! Ich vergleiche sie mit der Sonne; wie diese die Erde erleuchtet, erwärmt, beseligt, so meine Kaiserin ganz Europa und einen großen Teil von Asien. Sie lebe hoch!“ — Eine Geschäßsalve und der Tusch der Musikchöre begleiteten das allgemeine „hoch!“ — Bald darauf erhob sich Graf Stadion zu Ehren seiner erhabenen Herrin: „Meine große Kaiserin soll leben! Ich vergleiche sie mit dem Mond; wie dieser die düstere Nacht durch sein mildes Licht erleuchtet, wie er die Sonne oft verfinstert, wie er der Liebe Schutz herr ist, so auch meine mächtige Kaiserin! Sie versendet die hellen Strahlen durch die Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens, sie schirmt vor des Geistes Uebergriffen und vor den versengenden Glutstrahlen der rohen Gewalt; sie beschützt die Liebenden, denn sie ist der Abglanz der Liebe. Sie lebe hoch, meine große, herrliche Kaiserin.“ — „Tusch und „hoch“ wie vorher. Lucchesini hatte mitgerufen und mitgetrunken, dann vertiefte er sich in interessante Gespräche, in das herumgerückte Dessert und in den brausenden Wein. Nachdem man längere Zeit vergebens gewartet, fragte der Fürst den königlichen Gesandten, ob er nicht auch einen Toast auf seinen Herrn ausbringen wolle? Lucchesini dankte für die freundliche Erinnerung und entschuldigte sich mit angeborener Zerknirschtheit; dann stand er auf und begann: „Mein König soll leben! Man hat mir die besten Gesänge des Himmels fortgenommen; wenn das aber auch nicht wäre, so würde ich meinen Herrn doch nur mit etwas Irdischem vergleichen können, da er selbst nur irdisch ist. Ich vergleiche ihn daher mit Josua, denn dieser rief, das Schwert in der Hand: Stehe still, Sonne! und sie stand. Um den Mond bekümmerte er sich gar nicht. Mein König, der Erbbeeruntänzte, er lebe hoch!“ — Man sagt, daß beide kaiserliche Gesandte ihren Ingrimm nur mit großer Anstrengung verborgen hätten. Der große Friedrich aber lächelte über den treffendsten Witz seines Lieblings.

Graufames Vergnügen. Auf welche rohe, barbarische Weise man sich trotz unserer gezeigten Zivilisation auch in Europa noch hier und da amüsiert, davon geben die „Dachsheten“ in Belgien einen Beweis. So oft man daselbst einen Dachs lebendig fängt, läßt man ihn an einem öffentlichen Orte von Hundten zerreißen, und das anwesende Publikum geht dabei, wie in England, sehr bedeutende Wetten ein. Häufig wird das Tier zuvor waffenlos gemacht; man bricht ihm nämlich die Zähne aus und schneidet ihm die Krallen ab. Trotzdem macht er es den Hundten schwer, ehe sie ihn umbringen. Er legt sich auf den Rücken, wartet so seine Feinde ab, und wehe dem ersten, den er an der Kehle packen kann! seine zahnlose Kinnlade hat doch Kraft genug, und die Verzweiflung verdoppelt sie. Nicht selten bringt so ein entwaffneter Dachs noch mehrere Hunde um. Solche Dachsheten, die immer vorher durch die Zeitungen bekannt gemacht werden, sind in Belgien große Festlichkeiten, die einen Zusammenlauf von vielen Menschen veranlassen. Die meisten finden sich mit ihren Hundten ein, die sie auf das Tier hegen, und wenn es endlich unterlegen ist, kommt es meist unter den verschiedenen Hundbesitzern über die Heldentaten ihrer vierbeinigen Tapferen zum Streit und oft auch zum Kampfe.

Amerikanische Klique. Auf manchen Yankee-Theatern ist ein praktischerer und reellerer Kliquemodus organisiert, als auf den Bühnen Europas. Hat ein Künstler z. B. eine Sterbensezene zu großer Befriedigung des Publikums ausgeführt, und ist sein letztes Todesröcheln verklungen und die Seele, dargestellt durch einen weißen, durch Transparent erleuchteten Schatten, vor den Augen der Zuschauer dem Körper entschwebt, der noch in den letzten konvulsischen Zuckungen seinen entliehenen Geist festzuhalten sucht, dann bricht plötzlich der Beifallsturm los, und aus der Tasche irgend eines Kliqueurs fliegt ein Münzstück auf die Bühne, und das Klingen der niederfallenden Münze begleitet den Zuruf: „Noch einmal sterben! Noch einmal sterben!“ Und da der Künstler dem Ausruf nicht folgt, wendet der Kliqueur in gut gemachter Begeisterung seine Taschen um und wirft, was er an Kleinmünze darin hat, auf den „Gestorbenen“ der weltbedeutenden Bretter. „Wenn Ihr nicht gleich Dacapo sterbt, werfen wir Euch mit Dollarsstücken tot!“ ruft er, und hingerissen von diesem selbstamen Kunstenthusiasmus, folgt ein großer Teil der Zuschauer dem Hangwollen Beispiel, und Kleinmünze jeder Art fliegt flirrend und klimpernd auf die Bühne. Jetzt erhebt sich der gefeierte Kunstheros aus seinem Todeschlaf, läßt mit einem hinter den Koulissen stehenden Besen die klingende Ovation auf einen Haufen zusammenfegen und führt dann noch einmal und mit allen grausenerregenden Details die so lohnend beifallte Sterbensezene auf. Daß nach dem Fallen des Vorhanges die Münzen, die der Kliqueur als Lockvögel auf die Bühne geworfen, mit reicher Gewinntantième wieder in seine Taschen zurückkehren, versteht sich von selbst.

Schnelle Gerechtigkeitspflege. In Melbourne in Australien befand sich an einem Tage, einige Minuten vor zwei Uhr nachmittags, eine Dame am Postamtsfenster und fragte nach einem Briefe. Ein nebenstehender Herr bemerkte, daß ein Taschendieb seine Hand in die Tasche ihres umfangreichen Kleides versenkte. Als letzterer sich von dem Herrn bemerkt sah, ließ er die schon gefasste Geldbörse schnell zu Boden fallen, die jener Herr aufnahm, den Dieb jedoch arretieren ließ. Um 2 Uhr stand er wählter Freibauter schon vor dem Polizeigerichte, 10 Minuten später ward er schuldig befunden und ins Arrestlokal gesteckt, um 2½ Uhr war er im Zuchthause, und um 3 Uhr nachmittags zerhackte er Steine, eine Beschäftigung, mit der er auf die Dauer von 12 Monaten betraut ist.



Ein Vorschlag in Güte. Der amerikanische Dichter Longfellow lebte zu Newport in tiefer Zurückgezogenheit, mit der Abfassung eines neuen poetischen Werkes beschäftigt, das seiner „Evangeline“ in keiner Weise nachstehen sollte. Eines Tages begehrte ein Fremder ziemlich ungestüm, den Dichter zu sprechen, wurde jedoch von dem Dienstmädchen rund abgewiesen. Er wollte sich dies durchaus nicht gefallen lassen, und die Dienerin ging, weil der Unbekannte hartnäckig darauf bestand, ihren Herrn selbst noch einmal zu fragen, ob er den Mann empfangen wolle; allein der Dichter wünschte durchaus ungestört zu bleiben. Als der Besucher diesen Bescheid erhielt, schob er das Mädchen ohne weiteres beiseite und drang in das Studierzimmer des überausen Dichters ein, der den Eindringling mit finsterner Miene empfing. „Mr. Longfellow,“ sagte der letztere, „Sie müssen meine Dreifigkeit entschuldigen; allein mich führt ein Geschäft hierher, das bei weitem wichtiger für Sie, als für mich ist, und ich komme deswegen extra von Boston aus hierher. Dort existiert nämlich eine große Stiefelwischfabrik, die Ihnen wohl bekannt sein wird, Sie wissen ja — Warren und Kompagnie. Diese Leute halten sich einen Dichter, der ihnen gereimte Annoncen und Etiketten für ihre Wäsche verfertigt, und sie machen durch diese Verse sehr gute Geschäfte. Nun müssen Sie wissen, daß ich ebenfalls ein Wischfabrikant bin, und so dachte ich, wenn wir in Kompanie arbeiten — Sie liefern

die Hofe und die die Wölfe — so könnten wie ein hässliches
sichst machen, noch viel besser als Waren und Kompagnie. Sie
würden dabei nicht schlecht fahren, sage ich Ihnen — was meinen
Sie dazu? — „Werst ihn hinaus! Werst ihn hinaus!“ rief
Kongfellow in höchstem Zorn, und so verließ der indiskrete Wölfe-
fabrikant das Zimmer mit noch größerer Eile, als er es betreten
hatte, indem er dabei viel von „unpraktischen Menschen, die ihren
Vorteil nicht einsehen“, vor sich hinhinmurmelte.

Goethe in Landsknecht. Als das Regiment Alt-Pfal in der
Besatzung Berlins im Jahre 1790 auf einige Wochen sein Kan-
tonierungs-Quartier zu Landsknecht bezog, begab sich der Herzog
von Sachsen-Weimar, als Chef eines Kürassier-Regiments, eben-
falls nach Schlesien. In dem Gefolge des Herzogs befand sich
Goethe, der bei dieser Gelegenheit das Riesengebirge bereisen
wollte und spät am Abend zu Landsknecht eintraf. Ein junger,
jovialer Offizier des ersten Regiments, der die Hauptwache
am Markt hatte, saß mit mehreren seiner Kameraden bei der
Punschbowl, als ihm vom Tor gemeldet ward: der herzoglich
weimarische Geheimrat Goethe sei soeben angekommen. Der junge
Offizier, der sich niemals mit der Literatur befaßte, wenn er bei
Geld war, sich dagegen zu den Büchern hielt, wenn das letztere
fehlte, kannte nicht nur Goethes Schriften, sondern war auch sein
leidenschaftlicher Verehrer. So regte es ihn ungemein auf, mit
Goethe in einer Stadt zu sein. Er hätte ihn gern gesehen, mit
ihm gesprochen, aber er durfte seinen Posten nicht verlassen. In
dieser kritischen Lage fand sich indessen Rat. Goethe wollte noch
an demselben Abend weiter; er war nur in dem Gasthause abge-
stiegen, um die Postperde dort zu wechseln, und es ließ sich vor-
aussehen, daß er bald wieder an der Hauptwache vorbeifahren
müsse. Das Blasen des Postillons zur Abfahrt ließ sich denn
auch alsbald vernehmen; der junge Offizier trat hinaus, in der
Hand ein großes Glas Punsch, und gefolgt von einem Soldaten,
der ein Licht hielt. Die neugierigen Kameraden verließen ebenfalls
Karten und Gläser. Der Wagen kam herangerollt, dem verwun-
derten Postillon ward ein Halt! zugerufen, während der Offizier
vor den Wagenschlag rückte, das Antlitz des Berühmten beim
Lichtschein genau betrachtete und, indem er ihm das mitgebrachte
Getränk darreichte, die eben zusammengestoppelten Reime hören
ließ:

„Mein Goethe, Dich zu seh'n, war längst mein heißer Wunsch!

Nimm von des glühenden Verehrers Hand —

It's kein Gelehrter schon, und nur ein Leutnant —

Zur Lake auf den Weg des Gläschens warmen Punsch!“

Goethe, anfänglich betreten, lächelte und leerte das Glas, dankte
aber ernst, als man ihn noch mehr zu trinken einlad — und der
Wagen rollte weiter. Niemand war froher, als der junge Offi-
zier: er hatte den Gefeierten von Angesicht zu Angesicht erblickt
— und in der Tat war Goethes Antlitz zur damaligen Zeit
höchst merkwürdig. In voller Mannesblüte stehend, leuchteten
die schwarzen Augen unverkennbarer Genialität, während die aus-
drucksvollen Züge auf jeden den angenehmsten Eindruck machen
konnten.



Das Hosenverbot. Schon in den ersten Jahrhunderten
des Christentums waren die Hosen dermaßen verhaßt, daß ein
Edikt des Kaisers Honorius vom Jahre 397 die Strafe der Ver-
mögensentziehung und der ewigen Verbannung gegen jeden aus-
sprach, der sich in der Stadt Rom mit diesem Kleidungsstück zeigen
würde. Im Mittelalter verbot die Kirche den Priestern ebenfalls
den Gebrauch der Hosen, weil sie fürchtete, es möchten dieselben
dem Ansehen der Geistlichkeit beim Volke schaden. Um die Mitte
des sechzehnten Jahrhunderts eiferten sich die Geistlichen von ihren
Kanzeln gegen die Tracht der Pluderhosen, und Musculus schrieb
zu besonderes Buch darüber, der „Hosenteufel“ betitelt. Freilich
gehörten die Pluderhosen zu den größten Ausgeburten der Mode;
sie waren weit, der Länge nach, wie in der Quere aufgeschnitten,
und diese Aufschnitte mit einem Futter von dünnem Zeuge durch-
zogen, das in so viele Falten zusammengelegt war, daß zu einer
solchen Hose nicht weniger als 120 bis 130 Ellen verbraucht wurden.
Zu einem eigentlichen Verbot dieser Hosen kam es nun zwar nicht,
dagegen ließ Kurfürst Joachim II. unter anderem drei reiche
Berliner Bürgersöhne, die vor dem Schloß auf und ab prome-
nierten und vor sich her fiedeln ließen, um die Aufmerksamkeit auf
ihre Pluderhosen zu lenken, in das vergitterte Narrenhauslein
bei dem Bernauischen Keller einsperren, wo sie achtundvierzig
Stunden hindurch dem Hohn des Pöbels preisgegeben blieben,
während die Fiedler vor ihnen musizieren mußten. Ferner ließ
derselbe Kurfürst einem Adligen, der sich in dieser Tracht zeigte,
vor dem Dom auf dem Schloßplatz durch die Wärter die langen
Schmitze von den Hosen oben an den Bändern durchschneiden, so
daß ihm die Unausprechlichen herunterfielen.

Napoleon I. im Kirchthurm zu Eysau. Die Schlacht bei
Eysau begann für den fränkischen Westeröberer gefährlich zu werden.
Er sprengte unter Bedeckung einer Kavallerie-Abteilung nach der

Stadt, um von dem Kirchthurm aus den weiteren Verlauf des
Kampfes vollständig übersehen zu können. Der herbeigeholte
Kaiser öffnete die Kirchthür; Napoleon schritt die schmale Treppe
hinan, während seine Bedeckung zurückblieb. Der Kaiser ver-
weilte am Eingange. Immer näher drängten die Preußen und
Russen, ihre fürchterliche Kanonade machte die Häuser der Stadt
ergittern; bald jagten flüchtige Franzosen vorüber, und Napoleon,
die eigene Gefahr erkennend, suchte so schnell als möglich den Aus-
gang wieder zu gewinnen. Wie erstaunte er aber, als er beim
Heranstreten seine Bedeckung nicht mehr erblickte, die nach der
Mitteilung des ängstlichen Kaisers das Hasenpanier ergriffen hatte.
In der Hoffnung, den Feind in der Flanke angegriffen und so die
Flüchtlinge wieder zum Umkehren bewogen zu sehen, sandte der
Kaiser seinen Adjutanten ab. Allein er hoffte vergebens. Da,
im Augenblicke der höchsten Gefahr, als bereits die preussischen
Kusarenfäbel und die russischen Piketen in der Nähe blinkten, warf
er sich auf sein Pferd, das die geschnitzte Bedeckung dem Kaiser
übergeben hatte, und galoppierte davon. — Hätte der Kaiser,
nachdem Napoleons Begleitung entflohen war, die Kirchthür wieder
verschlossen, so wäre der Kaiser gefangen gewesen, die Weltgeschichte
seit 1807 hätte einen anderen Verlauf genommen, und viel des
Blutes wäre erspart worden. Aber jener Begriff nicht die Be-
deutung dieses einen Augenblicks, einer entschlossenen Tat, die
seinen Namen unsterblich gemacht hätte.



An des klaren Baches Rand
Eine Fischerin einst stand;
Fischlein, in das Netz gegangen,
Sah nun plötzlich sich gefangen.
Fischlein allsobald begann:
„Sprich, was hab' ich Dir getan?
Schenkst Du mir mein junges Leben,
Will ich reichen Lohn Dir geben.
Nenne mir der Wünsche zwei,
Auch die Auswahl stell ich frei;
Soll jedoch ich sie gewähren,
Laß vom Wahn Dich nicht betören!“
Neckend sprach die Fischerin:
„Kluges Tierchen, fahre hin!
Doch bevor ich geh' vom Ort,
Halt' ich Dich beim Zauberwort:
„Das, wovon die dritte spricht,
Werde gleich mein Angesicht!
Leben will ich soviel Jahre,
Wie im ersten Silbepaare!“ —
„Törrin, für den Spott und Hohn
Creffe Dich verdienter Lohn:
Da Du frevelhaft gehandelt,
Sei ins ganze gleich verwandelt!“

Auflösung in der nächsten Nummer.

Ihre Schrecken verloren hat die Band-
wurmfur durch das neue ganz unschädliche, auch auf alle Eingeweidewürmer
sicher wirkende Mittel: Wurmgolade „**Eurbitin**“ (40% Kürbiskern
und 60% Cacaomasse). Preis für einfache Kur und Kinder 1.50, für
strenge Kur 3.00 Mk. Esht nur von **Eucipp-Pand**, 59 Rhein-
straße 59. Telefon 3240. 8268

Bitte genau auf die Firma zu achten.

**Bei Einkauf von Rüdterich-Thee und Bonbons achte man
auf den Russen.** 868111

Telephon 3083.

englisch spoken.

Electrische Lichtbäder

in Verbindung mit Thermalbädern

mit neu eingerichteten Ruhezimmern. — Glühlicht
und blaues Licht.

Ärztlich empfohlen gegen: Gicht, Rheumatismus, Jähias,
Fettsucht, Asthma, Neuralgien, Lähmungen, Nervosität, Frauen-
leiden etc.

Eigene starke Kochbrunnen-Quelle im Hause
Thermalbäder à 60 Pfg., im Abonnement billiger.

Badhaus zum goldenen Roß, Goldgasse 7.

3226

Hugo Kupke.